Jugenderinnerungen

Von Justizrat Dr. Victor Niemeyer, Essen

6. Fortsetzung

Ein mehrstimmiger Kinderchor einen nach von meinem Vater erfaßten Händel'schen Melodien aus „Judas Maccabäus": „Tochter Zion, freue Dich" unterlegten Sieges- und Friedensgesang in das Tal erklingen ließ. Es schloß sich eine Feier im Saal „Zum Desenberg" an mit Polonäsen und Reigen der Jugend. Zwischen allerhand von der reiferen Jugend bedienten Verkaufsständen entwickelte sich ein fröhliches jugendliches Treiben. Ich hatte, als Mohr geschwärzt, in rot- u. weißgestreiftem Leinengewand papierne Kopfbedeckungen feil zu halten, wurde aber so oft von Erwachsenen, die scheinbar Freude an meiner drolligen Erscheinung hatten, auf den Schultern durch den Saal getragen, daß mein Verkaufsstand bald verwaist und der für wohltätige Zwecke bestimmte Erlös verschwunden war.

Unter dem Flaggenschmuck der Kriegszeit fiel aus dem Rahmen der schwarz-weißen preußischen Fahnen und den statt dessen noch üblichen Provinz- und Kirchenfahnen, eine schwarz-rot-goldene Flagge. Ein alter 48er war seinem Ideal treugeblieben. Als aber die Reichsgründung verkündet war, wechselte die schwarz-rot-goldene mit der neuen schwarz-weiß-roten Reichsfahne. Die Reichseinheit unter einem Deutschen Kaiser hatte den Traum von der deutschen Republik erlöst.

Während des Krieges bewegte die Stadt der Tod eines angesehenen Bürgers aus der alteingesessenen Familie Fischer, des sog. „Pariser" Robert Fischer. Dieser, der in erster Ehe mit einer Pariserin verheiratet war, deren Familie schon in der Kasseler Jerome-Zeit in verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Fischer getreten war, hatte seinen Wohnsitz in der französischen Hauptstadt auch mit seiner zweiten Frau (geb. Adelheid Fischer) beibehalten, ihn aber bei Kriegsausbruch verlassen müssen. So erreichte ihn der Tod in seiner Vaterstadt Warburg. Ein unabsehbarer Leichenzug bewegte sich von dem stattlichen Hause der „Pariser Fischer" am Kasseler Tor zum Neustädter Friedhof. Die Pariser Revolution brachte die von einem treuen Diener bewachte, in eiliger Flucht zurückgelassene wertvolle Habe in dem Palais der rue de Rivoli in Gefahr. Der Diener wagte nicht den Bruch des an den Nachlaß gelegten Amtssiegels. Auf Veranlassung meines um Rat gefragten Vaters überbrachte die Witwe Fischer dem damals zu den Friedensverhandlungen in Frankfurt weilenden französischen Ministerpräsidenten Jules Fabre einen Brief mit der kollegialen Anrede: „Mon président et tout de môme mon cher confrère". der die Folge wirksamer Hilfe hatte. Ein Sohn erster Ehe des Verstorbenen. Philipp Fischer, der das Deutsche nur mit starkem Akzent sprach, behielt auch nach dem Kriege zunächst seinen Wohnsitz in Warburg und stand hier in freundlichen Beziehungen zu meinem Vater. Er wurde später vom Papst als ein comte de chévrier in den Adelsstand erhoben. Seine erste Ehe mit der Herzogin de Persigny wurde bald in einem von der Weltpresse groß aufgemachten Prozesse geschieden. Ich habe ihn einige Jahre vor dem Kriege bei Gelegenheit eines Pariser Aufenthaltes in seinem nahe des Etoile gelegenen Palais aufgesucht, in dem er in offenbar glücklicher Ehe mit einer französischen Gräfin und zwei Knaben aus dieser Ehe lebte. Auch in dieser so ganz anderen Welt waren ihm Warburger Erinnerungen lieb geblieben. So lebt, zwar unter anderem Namen, ein Stamm alter Familie in Frankreich fort.

Als 7jähriger war ich einmal bald nach dem Kriege ohne Verdienst und Würdigkeit der Held des Tages. Der kaiserliche Kronprinz Friedrich machte dem Fürsten von Waldeck einen Besuch. Eine Bahnverbindung hatte Arolsen damals noch nicht. Ankunfts- und Abfahrtsstation war Warburg. Bei der Abfahrt waren die Wege, die der kronprinzliche Zug passieren mußte, mit jubelnden Menschen flankiert. Meine Schule erwartete den Zug der fürstlichen Wagen unweit des Bahnhofs auf der kleinen Höhe, die man damals „Reitbahn" nannte. Nach unseren Hurrarufen stürmten wir auf den abkürzenden Wegen zur Bahnstation, noch gerade zur Zeit ankommend, als der Kronprinz und sein Gefolge aus ihren Wagen stiegen. Ich trug eine von meiner Mutter eigenhändig geschneiderte Uniform der grünen Husaren, für die eine einen Husaren-Offizier vorstellende Porzellan-Nippsfigur, Modell gestanden hatte. Irgend jemand drängte mich in die vorderste Reihe an der Treppe zum Bahnhof. Der Kronprinz hielt an, beugte sich zu mir herunter, stellte freundliche Fragen an mich und sagte schließlich: „Wenn Du groß bist, kommst Du zu mir nach Berlin, ich stelle Dich bei den Garde-Husaren ein!" Am Abend, als der Kronprinz von Paderborn, dessen Dom er besichtigt hatte, wieder über Warburg im Zuge zurückkam, wurde ich in seinen Salonwagen geschoben mit einem großen Blumenstrauß „für die Frau Kronprinzessin".

Zu den großen Tagen des Jahres gehörte das Tierschaufest, welches ebenso wie das alljährliche Schützenfest auf dem „Anger" jenseits der Diemel, zu dem in den Festtagen eine gebrechliche Notbrücke, nur an einer Seite mit einem Geländer versehen, führte, veranstaltet wurde. Neben landwirtschaftlichen Ausstellungshallen Schaubuden, Karussells bildete den Mittelpunkt ein Festzelt, in dem nach dem Festessen bis in die Nacht hinein eine fröhliche Geselligkeit Stadt und Land vereinigte. Mein Vater hatte, im Jahre 1868, bei dem Festessen hier eine Rede gehalten, in der er historisch rückblickend die Bauernemanzipation von der Gutuntertänigkeit und Grundhörigkeit pries. Mit dieser „demokratischen" Rede hatte er den Unwillen des anwesenden Landadels hervorgerufen, der unter Führung des Landrates von Brenken aus Büren demonstrativ den Festplatz verließ, während mein Vater von den Bauern gefeiert wurde. Als bei der Abschiedsfeier des Landrats von Spiegel im folgenden Jahr mein Vater sich wieder zu einer Rede erhob, ließ ihn der Adel durch Rufen und Trampeln nicht zu Worte kommen. An dieser Protestkundgebung gegen die die anwesenden Landwirte und Bauern mit entrüsteten Gegenrufen und Drohungen demonstrierten, beteiligte sich, wie der Bürgermeister Fischer in der Warburger Stadtchronik unter ausführlicher Darstellung des Vorfalls berichtet, besonders der Graf Wilhelm von Bocholz. Ich erinnere mich, wie mein Vater bei der Heimkehr meiner Mutter von diesem Vorfall mehr überlegen belustigt als entrüstet erzählte. Graf Wilhelm von Bocholz aber war, als mein Vater in späteren Jahren als Nachfolger des Rechtsanwalts Kindermann sein und des weiteren Landadels Rechtsberater wurde, lange Jahre mit ihm freundschaftlich verbunden. Auf seinem Schloß Nießen haben auch wir Kinder unvergeßliche Tage verlebt.

Bald nach dem Kriege bezogen wir unser drittes und letztes Warburger Heim, den „Eulenspiegel", in der Straße, die zwischen den Städten zum Markt führt, gelegen. Das Haus hatte in früheren Jahrzehnten als Wahrzeichen die Figur des Till Eulenspiegel in einer nicht gerade ästetischen Haltung, die zu seiner Beseitigung geführt hatte, getragen; es behielt aber von jedermann gekannt, den Namen „Eulenspiegel". Die Jahre in diesem großen, von uns allein bewohnten Hause, in dem wir uns nach Herzenslust tummeln konnten, waren die glücklichsten unserer Kindheit. Einmal wurde die Trommelkunst meines Bruders Theo im Eulenspiegel praktisch nutzbar gemacht. Die Rattenplage war groß, Gift und Fallen erwiesen sich als unzulänglich Da erfuhren wir, daß die Plagegeister die Ruhe über alles liebten und vor der Unruhe bald die Flucht ergreifen. Mittags und abends wurde im Keller, in dem die Ratten unter den Holzdiemen ihren Stammsitz hatten, ein Trommelkonzert unter begleitendem Geheul der Brüder veranstaltet. Nach 14 Tagen war keine Ratte mehr im Hause. sie kehrten auch nicht wieder. Probatum est! — Einen Garten mußten wir auch hier vermissen. Aber in den ersten Jahren boten uns Scheune und Kuhstall des Eigentümers Rosenmeyer. die Bestandteile des Gebäudes waren. Ersatz. Später, als der Kaufmann Wittgenstein als neuer Eigentümer Scheune und Stallung durch ein Möbelmagazin ersetzte, wurde der bis dahin als Dungstätte benutzte schmale Hof hinter dem Hause unser Spielparadies. Hier hielten wir Getiere vielerlei Art: Kaninchen, Enten, einen Wiedehopf, lange Zeit einen Fuchs und was wir sonst noch an Geschöpfen auftreiben konnten Ein Terrarium wurde bevölkert mit Blindschleichen, Eidechsen, Molchen und Fröschen, ein Aquarium mit Fischen und anderem Wassergetier. Der Hof grenzte an die Rückseite der Besitzung des Buchbinders Werth, dessen kleiner Buchbinderladen auf den Markt ging und dessen Buchbinderwerkstatt wir von unserem Hofe aus erreichen konnten. Der gütige Buchbindermeister Werth ließ uns in seiner Werkstatt schalten und walten, in den Füllen von Papierabfällen unter der Buchbinderbank krosen und suchen, was uns dienlich schien. So war diese Buchbinderwerkstatt eine von uns vielgesuchte und geliebte Beschäftigungs- und Spielstelle.

Die kahlen Höhen der Umgebung Warburgs mußten erst überwunden werden. ehe wir in die schönen Wälder, das Wormeler, das Germeter, das Asseler Holz zu Halbtagswanderungen kamen. Essigwasser und Zucker waren das beliebte Getränk, das wir zu solchen Wanderungen mitnehmen durften. Der schönste der Wälder der Warburger Wald, war wegen seiner Entfernung ein seltenes, einen ganzen Tag in Anspruch nehmendes Ausflugsziel. In diesen tiefsten Wäldern hatten nicht nur Hirsch, Reh und Wildschwein ihr Revier, sondern auch noch die echte Wildkatze. Die Beute der Hubertusjagd aus diesen Revieren. die am Abend des Hubertustages von den Jägern heimgebracht wurde und im Hof des Hotels „Zum Desenberg", während der Jägerschmaus den Jägern im Saal gereicht wurde, ausgelegt war, lieferte den Beweis dafür. Neben der langen Reihe von Hirschen, Rehen und Wildsauen lag mehr als einmal die kapitale Wildkatze. Der Erleger war der als Jäger berühmte Geissel, damals Kreisrichter in Borgholz, später Nachfolger meines Vaters in Warburg. Interessant war uns Geissel durch sein Renkontre mit dem berüchtigten Wilddieb Klostermann im Warburger Wald.

(Fortsetzung folgt.)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 47 | **10. Juni 1933** | **7. Jahrgang**

Rose von Flandern

Die Geschichte einer Liebe / Von Hellmut Kayser

Vertrieb: Romanverlag K. & H. Greiser, G. m. b. H., Rastatt

21. Fortsetzung

„Ja, das leuchtet mir ein. Aber, ich habe drum kämpfen müssen, was Sie ohne weiteres haben, lieber Freund. Vielleicht liegt das daran, daß ich in einer bestimmten Gesellschaftsschicht aufgewachsen bin, die um alles eine gewisse Wichtigkeit, die garnicht vorhanden ist, macht. Und — wenn ich ehrlich sein will. Ich habe den ganzen Geschäftskram nicht gerne gemacht! Nein, am liebsten hätte ich schon früher jemand damit betraut, aber ich fand keinen Menschen, der mir geeignet erschien. Meine Interessen lagen auf ganz anderem Gebiete: auf dem Gebiet der Kunst!"

„Haben Sie sich auch betätigt als Künstler, Herr Konsul?"

Arndt wehrte lächelnd ab.

„Nein, nein, dazu habe ich keine Anlagen! Ich bin überhaupt, was Können anbelangt, ein Durchschnittsmensch. Aber in mir lebt eine glühende Bewunderung der Kunst; jede große Leistung ist mir eine Freude. Ich neide keinem seine Fähigkeiten, ich freue mich an ihnen. Und hätte ich nicht die Last des Geldverwaltens gehabt, die mir mein Vater aufbürdete, wahrlich, ich hätte noch mehr der Kunst gelebt und sie gefördert."

Hans nickte verstehend und sagte dann verlegen: „Vielleicht wundert es Sie, Herr Konsul, aber . . . ich liebe die Musik über alles. Ursprünglich wollte ich Künstler werden, Pianist oder Kapellmeister. Komponieren wollte ich! Ja, das wollte ich, aber nun ist es anders gekommen."

„Sie haben doch schon etwas wunderschönes geschaffen, Hans!" warf Frau Rose ein. „Ihr Lied von der Rose von Flandern, auf das ich so stolz bin, es ist ja so schön."

„Ein Volkslied! Oh, es hat mir manche trübe Stunde verschönt. Und jetzt, aber Sie dürfen mich nicht auslachen. in Berlin, in den Abendstunden, als ich Zeit hatte, da habe ich mir die Freiheit genommen, Herr Konsul, an Ihrem Flügel zu musizieren und . . . und da ist ein . . . ein kleines Singspiel fertiggeworden."

Frau Rose klatschte vor Freude in die Hände. „Herbert, hast Du gehört, der Hans komponiert! Was ist es denn, Hans?"

„Ich habe an die vergangene Zeit in Flandern gedacht, und da ist ein kleines Spiel — Rose von Flandern entstanden — ganz einfach, aber es hat mir viel Freude gemacht . . . . es war wie eine Entlastung."

Konsul Arndt sah ihn lange an und schüttelte staunend den Kopf.

„Hans . . Hans . . was steckt alles in dem Hans, Herr Trenk."

„Nicht viel, aber ein frohes und dankbares Herz, Herr Konsul!" entgegnete Hans Trenk und sah den Konsul herzlich an.

„Aber jetzt wollen wir auch hören, was Sie da geschaffen haben, lieber Herr Trenk. Schauen Sie meine Frau an, sie brennt schon darauf."

„Ja, Herbert! Ich bin furchtbar gespannt! Wollen wir nach dem Musikzimmer gehen?"

Arndt erhob sich. „Es geht schon, Rose!" sagte er dankbar. „Ich bin noch schwach, aber so sehr nicht mehr, daß ich den kurzen Weg nicht gehen könnte."

*

Hans saß im Musikzimmer am Flügel.

Seine Hände glitten über die Tasten. Er begann das Vorspiel. Mit einem Soldatenlied setzte es ein, das er variierte und in eine Phantasie ausklingen ließ.

Es war, als säßen Soldaten zusammen und sängen, und während des Gesanges kamen die Gedanken an die Heimat . . die Fluren des Vaterlandes tauchten auf, die Städte der Heimat erwuchsen vor ihnen. Das alles lag in dem kurzen Vorspiel.

Dann erzählte er, und zwischendurch spielte er die Lieder, die in das ganze eingeflochten waren. Er sah sich nicht um, er war völlig in seine einfache und doch ergreifende Musik versunken.

Alle Sehnsucht der Jugend, der Kindheit, alle Herzensfreude eines ganzen Mannes lag in den Tönen.

Und als der letzte Ton verklungen war, da sah er sich scheu und verlegen um.

In Frau Roses Augen glänzten Tränen. Arndt schien auch bewegt.

Die alte Frau von Holten strahlte über das ganze Gesicht. Sie war die erste, die Hans gratulierte. Sie erhob sich impulsiv und ging auf Hans zu.

Sie nahm ihn beim Kopf und zog ihn an sich.

„Hans, Sie lieber, lieber Junge, das haben Sie fertiggebracht! Sie sind ja ein Künstler!"

„Ja!" fiel Rose begeistert ein. „Hans ist ein Künstler! So herrliche Melodien schafft nur ein Künstler! Herbert, jetzt sprich Du!"

Der Konsul sah Hans ernst an.

„Lieber Freund .. jetzt haben Sie mich in einen Zwiespalt gebracht. Ich möchte so gern, daß Sie mir weiter der Helfer sind ..."

„Der bleibe ich, Herr Konsul!"

„Aber Ihre Kunst, lieber Freund, sie verdient gefördert zu werden. Es geht doch nicht, daß Sie auf der einen Seite Geschäftsmann sind und für mich in geschicktester Weise die besten Transaktionen durchführen ... und auf der anderen Seite Künstler?"

„Ich glaube!" lachte Hans. „Da irren Sie sich, Herr Konsul! Doch, das kann man! Ich könnte nicht in Ruhe und Einsamkeit sitzen und da schaffen! Ich brauche das Leben um mich, das regt mich tausendmal mehr an. Es ist gewissermaßen der Gegenpol, das Negative, das das Positive herausholt. Nein, ich will weiter so schaffen! Und mein Ehrgeiz geht nicht so hoch, Herr Konsul. Ich werde keine Opern komponieren, ich werde es nicht, da muß man in der Musik aufgewachsen sein, daß die Seele zu lauter Musik wird und ohne Mühe alle Dinge der Welt in Musik umsetzen kann. Das vermag ich nicht, meine Musik ist nur Gefühl. Und .. ich will zufrieden sein, wenn hin und wieder mir Melodien zufliegen, wenn sie durch das Herz geboren werden. Das ist mir genug!"

„Haben Sie nicht den Wunsch, Ihr schönes Werk den Menschen zu bieten? Auf einer Bühne, daß Viele Freude daran haben?"

„Doch, den Wunsch habe ich schon, wenn ich auch nicht vor Ehrgeiz darauf brenne."

Arndt wandte sich an Rose. „Was meinst Du, Liebe, ist es nicht gut genug, um überall zu bestehen?"

„Ja, Herbert, das ist es ganz gewiß! Unsere Zeit ist so arm an neuen Melodien. Und man wird diese schönen Melodien gern hören und singen! Ach, Herbert .. ich habe einen Gedanken, und eine Bitte an Dich!"

„Und die ist erfüllt!"

„Du mußt sie erst hören, Herbert! Schau .. die Ernte kommt bald. Und dann kommt das Erntefest! Und in Berlin geht die Staatsoper jetzt in die Ferien! Wie wäre es, wenn ich ein paar Kollegen und Kolleginnen einlade, auf einige Zeit nach Bergfelde zu Besuch zu kommen, und dann führen wir gemeinsam Hans' Werk auf! Wäre das nicht herrlich?"

Arndt nickte und war sofort damit einverstanden.

„Ja! Rose, damit bin ich gern einverstanden! Und vom Orchester müssen wir uns auch ein paar Herren einladen! Es schadet nichts, wenn einmal ein paar lebendige Tage kommen, wenn einmal lustiges Lachen und Lebensfreude durch unsere Räume tollt!"

„Du bist so gut, Herbert!"

„Nein, nein!" wehrte er ab. „Ich bin ganz Egoist! Ich freue mich selber darauf. Also kleine Rose, abgemacht, Du wirst heute noch schreiben!"

„Ja!" sagte Rose eifrig. „Ich schreibe Gerda Martini, schildere ihr alles und teile ihr mit, was für Rollen es sind und das andere wird sie erledigen. Aber wie ist es mit der Orchesterpartitur?"

„Ja!" entgegnete Hans verlegen. „Da hapert's bei mir, Frau Rose. Den Klavierpart habe ich aufgeschrieben so gut ich konnte! Aber im Orchestrieren, da bin ich noch nicht auf der Höhe!"

„Das tut auch nichts. Sie, mein lieber Hans, werden in Berlin den Kapellmeister Angermeyer aufsuchen, der an der Staatsoper ist, der wird es Ihnen instrumentieren. Der tut es mir zu Gefallen bestimmt. Der hat da was los darin, mehr als der Generalmusikmeister. Also abgemacht, Hans .. ich freue mich ja so sehr darauf."

*

Hans suchte seinen Freund Jochen auf, den er im Inspektorhaus zusammen mit Onkel Otto, dem „Saubartel", und der Liesel fand.

Liesel hatte mit Jochen wieder Frieden geschlossen. Aber sie neckten sich unaufhörlich.

Jochen erzählte gerade dem aufmerksam zuhörenden Alten von seinen Kriegserlebnissen.

Als Hans eintrat, wurde er mit jubelndem Beifall empfangen.

Herzlich hieß man ihn willkommen.

Liesel sprang hurtig, und ehe sich's Hans versah, stand Bier und ein prächtiges Essen vor ihm.

„Um Gotteswillen! Wer will mir meine schlanke Taille rauben?" sagte Hans lustig. „Ich habe doch vor einer Stunde erst mit dem Konsul und Frau Rose zu Mittag gegessen!"

„Ach was, Herr Trenk. Nehm' Sie sich'n Beispiel an unserem guten Förster, der kann von früh bis abends essen, und dick wird er trotzdem nicht!"

„Ja, der Herr Förster, der spaziert den ganzen Tag im Walde herum, und da läuft er es sich wieder ab. Stimmt's, Herr Förster?"

„Stimmt!" sagte Barthel vergnügt und paffte so heftig weiter, daß Liesel wieder mal angstvoll nach den Gardinen sah.

„Na, aber, weil es gar so delikat hergerichtet ist und weil ich in so netter Gesellschaft bin .. da will ich mich nicht nötigen lassen! Und dann hat's ja auch Fräulein Liesel zubereitet, die mit jedem Tage hübscher wird!"

Jochen reckte sich hoch.

Na, na .. Hans .. mein Junge, mach det Mädel nich größenwahnsinnig, sonst nimmt sie mir nicht!"

Liesel wurde über und über rot.

„So is er nu, der Herr Jochen! Ein unausstehlicher Mensch, nicht wahr, das finden Sie auch, Herr Trenk?"

„War er schon immer!" lachte Hans.

Jochen lachte mit, er verstand einen Spaß.

Liese fiel lustig ein: „Wie war's denn in der Schule, Jochen. Da hat's doch sicher lauter Fünfer gegeben!"

„Fünfer! Nee, det jibts nu nicht, aba wenn ick ehrlich sin soll, een Musterknabe war ick nicht! So um die 3a bin ick rumjependelt.

„Ich habe einen guten Kantor gehabt!" sagte Lieschen.

„Jott, wer wird zu een so hübschen Kind nich jut sin!" neckte Jochen.

Lieschen kriegte einen roten Kopf. „Ich habe immer gute Zensuren gehabt! Zeigen Sie mal Ihr Zensurbuch, Herr Jochen!"

„Um Jotteswillen, det habe ick gleich vabrannt, wo ick aus die Schule kam! Nee, det war nischt, was da drin stand! Ick hab Vatern tüchtig in die Landwirtschaft helfen müssen un da war zum Lernen keene Zeit."

„Dann werden Sie mich in der Ernte tüchtig unterstützen, Jochen?"

„Klar, Onkel Otto! Ick bringe mit Lieschen im Auto det Frühstück und det Mittagessen raus!"

„Nee, nich in die Tüte, Jochen, so een strammer Kerl, den spann ich anders an! Eine Sense in die Hand! Und denn een paar Morgen runterschneiden!"

Jochen kratzte sich hinter dem Ohr, dann sagte er treuherzig: „Aba Onkel Otto .. warum soll ausjerechnet ick mit die Sense det Feld ufreißen? Det kann doch een Pflug ville bessa!"

„Denn nich! Dann raffen Sie ab, Herr Jochen!"

„Abraffen, det is janz schön .. aba ich habe jemerkt, in den Korn sin Disteln, un vor Disteln schwärmt keen Mensch, der nich een Esel is!"

Wieder Lachen.

„Wie ist es dann mit dem Aufladen?"

(Fortsetzung folgt)

Der Neffe

Skizze von Robert Gehrke.

Als der Matrose Jochen Klähn in einer der übelsten Vorstädte von New York vor der Mietskaserne stand, in der angeblich die Familie Olsen wohnte, kratzte er sich bedenklich hinter dem Ohr und besann sich, ob er da überhaupt hineingehen sollte. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Sein Freund Willy Olsen war doch ein gewaltiger Aufschneider. Er hatte mehr als billig den Mund vollgenommen, als er ihm von seinen Verwandten in Amerika erzählte. Vor zwei Jahren war das gewesen. Sie stammten beide aus Hamburg und fuhren auf dem „Klaus Störtebecker" zwischen den Inseln der Südsee herum. Einmal hatten sie in der Nacht zusammen Wache. Da sprachen sie von der Heimat, von Eltern und Geschwistern, und dabei kam eben Olsen auf seine amerikanischen Verwandten. Ein Bruder seines Vaters wohnte in New York. Er hatte es zu etwas gebracht, besaß eine Menge Geld, eine hübsche Tochter und so weiter. Sie hatten ihn schon oft eingeladen, er solle sie einmal besuchen, wenn er hinüber käme. Aber er kam aus der Südsee nicht heraus. Amerika kannte er nur an der Westküste. Niemals war er bis jetzt auf dem Atlantik gefahren, und er wollte das auch niemals tun. Er hatte eine Abneigung gegen ihn — er wußte selber nicht, warum — aber es war so. Und wenn Jochen Klähn einmal nach New York kam, sollte er die Olsens besuchen und einen schönen Gruß von ihm, Willy Olsen, ihrem Neffen, bestellen. Sie würden sich gewiß mächtig freuen.

Nun hatte es sich also so gefügt, daß Klähn wirklich nach New York kam, und da wollte er die Gelegenheit benützen und die Leute aufsuchen. Nach dem, was er von ihnen gehört hatte lohnte es sich vielleicht. Er konnte sich mindestens ein paar vergnügte Tage machen, gut essen und trinken, die Tochter — na ja, da konnte man ja sehen, wie das wurde. Vielleicht gaben ihm die Amerikaner dann auch noch einige Dollars mit auf den Weg, wenn er sich gut mit ihnen anfreundete.

So ungefähr hatte er sich das zurecht gelegt. Als er aber nun in seinen Sonntagskleidern die Treppe hinaufstieg, immer höher, kam ihm die Sache nicht geheuer vor. Wie konnte ihn Olsen so anlügen! Erst ganz oben im sechsten Stock fand Jochen endlich an einer der vielen Türen den Namen, den er suchte, und er besann sich eine Weile, ehe er anklopfte. Viel profitieren würde er hier nicht, darüber war er sich nun schon ganz klar. Aber da stand er nun einmal, und er dachte sich, daß arme Leute oft freundlicher sind als reiche. Er hatte in seiner Kindheit genug Armut gesehen, denn seinen Eltern war es reichlich schlecht gegangen.

So pochte er denn endlich an die Tür; aber er mußte erst öfter anklopfen, ehe er drinnen einen schlurfenden Schritt hörte. Dann endlich öffnete ihm ein alter Mann. Er war ganz klein und ging gebückt, ein struppiger grauer Bart umrahmte sein verwittertes Gesicht. Er sah den jungen, schmucken Matrosen erst erstaunt an, als dieser ihn fragte, ob er Karl Olsen aus Hamburg sei, und dann leuchtete es plötzlich in seinen Augen auf.

„Ein Matrose", sagte er mit hoher, hellerer Stimme, „ein Matrose! Das kann nur Willy sein. Willy, ist es möglich?"

Ehe Klähn etwas sagen konnte, zog der Alte ihn am Aermel in die kleine düstere Stube.

„Ich bin", stotterte Jochen Klähn, dem dieser Empfang überraschend kam, verlegen, „ich bin ..." Er wollte den Irrtum aufklären, aber der Alte hatte ihm schon die Arme um den Hals gelegt, und die Tränen liefen in den struppigen Bart. „Willy, mein Junge; aus der deutschen Heimat!" Unzusammenhängend kamen die Worte heraus.

Jochen machte nur einen schwachen Versuch, zu widersprechen. Er brachte es nicht über das Herz, dem Alten, der sich gewiß seit Jahren über nichts mehr hatte freuen dürfen, diese Illusion zu zerstören, die ihn offenbar so glücklich machte. Mochte der Greis immerhin den Glauben behalten, daß sein Neffe gekommen war, ihn zu besuchen. Jetzt, nachdem Jochen den Augenblick verpaßt hatte, mußte er die Dinge laufen lassen.

So kam es, daß er gleich darauf in der Kammer nebenan am Bett einer alten Frau saß, die hustete und hustete — ganz so, wie seine Mutter, ehe sie gestorben war. Und da saßen noch der alte Olsen und die Tochter; sie war aber nicht schön, sondern sah ebenfalls krank und elend aus. Allen dreien konnte man ansehen, daß sie sich lange nicht mehr satt gegessen hatten. Darauf verstand sich Jochen Klähn, denn bei ihm zu Hause war es ebenso gewesen.

Jochen mußte erzählen, von der Heimat, von Hamburg, und sie konnten nicht genug hören und fragten immer wieder, denn sie hatten seit vielen Jahren nichts mehr davon gesehen, und sie wußten, daß sie nie mehr hinkommen konnten. Dann redeten sie auch von ihrem Leben, von Amerika, sie sagten nicht viel davon, wie es ihnen ging, aber das konnte er ja selbst sehen.

Das waren nun eigentlich wildfremde Menschen. Sie gingen ihn im Grunde gar nichts an. Aber es waren doch deutsche Menschen, die in einem fremden Land verhungern mußten. Jochen Klähn war ein gutmütiger Bursch, es kamen ihm in dieser halben Stunde so allerlei Gedanken. Endlich stand er auf.

Der Vater — sagte er — habe ihn geschickt und ihm auch etwas mitgegeben, um ihnen ein wenig zu helfen. Damit legte er seine ganze Heuer, die er heute bekommen hatte, ehe er von Bord ging, um sich New York anzusehen, auf den Tisch. Sie wollten das Geld erst nicht nehmen, dann weinten sie, und Jochen Klähn ging. Es dämmerte schon, als er die Treppe hinabstieg. Er hatte nur noch ein wenig in der Tasche, es reichte eben dazu aus, daß er in einem einfachen Boardinghause übernachtete. Als er am anderen Morgen wieder an Bord kam und sagte, er wolle keinen Urlaub haben, und denke, er habe für diesmal genug von New York gesehen, da lachten sie und machten ihre Glossen darüber, daß es schon allerhand sei, wenn einer bereits in einer Nacht die ganze Heuer verputzt habe. Er nahm es nicht übel und lachte mit. Es schien ihm, daß er den Urlaub nicht schlecht angewendet habe. Aber andere ging das nichts an. Wenn er übrigens in vierzehn Tagen wieder in Hamburg war, dann wollte er gleich einmal zu dem alten Olsen hingehen und mit ihm über seinen Bruder in Amerika reden. Die Olsens in Hamburg lebten, so viel er wußte, in gar nicht schlechten Verhältnissen.

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Desenberg — Daseburg oder Dasä-burg?

Von Clemens Brilon, Borgentreich.

Schreiber dieser Zeilen liest soeben in der „Deutschen Illustrierten" Nr. 22 einen Aufsatz, der sich betitelt: „Was ist ein Arier?" — Zum Schluß kommt der Verfasser frgl. Aufsatzes zu dem Resultat, daß man als „Arier" heute den nordischen Menschen im allgemeinen versteht. Speziell aber sei „Arier soviel wie „der Herr", „der Edle", „der Freund".

Im Gegensatz zu „Arier" nannten die Alten die Völker anderer Rassen: die „Dasä", d. h. „die Fremden" oder „die Feinde".

Mit Bezug auf Gesagtes möchte ich nun fragen, könnte dieses „Dasä" nicht etwa der Ursprung zur Bildung der Namen Daseburg und Desenberg sein? Der vor einigen Jahren bei der Dampfziegelei Sievers zu Daseburg angegrabene fränkische Begräbnisplatz dient wohl als bester Beweis.

Die Franken waren ja bei uns die Fremden, die Feinde, die diesen festen Bergkegel, den heutigen Desenberg, zwischen Daseburg und Warburg gewiß als sicheren Stützpunkt erwählt hatten. — Aber auch zur Zeit der Römer (= Germaniens Feinde) wird — nach Levin Schücking — diese Bergfeste schon erwähnt, indem Herrmann der Cherusker seine Thusnelda dort vor Segest verborgen haben soll. — — Wir müßten also hiernach den Ortsnamen Daseburg als Dasäburg schreiben.